Zeitschrift: St. Elisabeths-Rosen : Monatszeitschrift für die christliche Frauenwelt

Herausgeber: Schweizerischer Katholischer Frauenbund

Band: - (1910)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

St. Elisabeths-Rosen

Herausgegeben vom Schweiz. Katholischen Frauenbund

Der Kath. Frauenzeitung. Neue Folge

Luzern. Druck und Verlag: Raber & Cie

1910

Heft 8

Hübsche und billige

Papeterien

sind zu haben bei

Räber & Cie., Luzern.

Mellin's Nahrung.

Trockenes, haltbares Malzextrakt, leicht löslich. Für Kinder bestes Nährpräparat; für Erwachsene und Rekonvaleszenten bei Verdauungsstörungen wie Dispepsie, Magen- und Darm-Katarrh vorzüglich bewährt.
In allen Apotheken u. Droguerien.

Couverts mit Firma

liefern

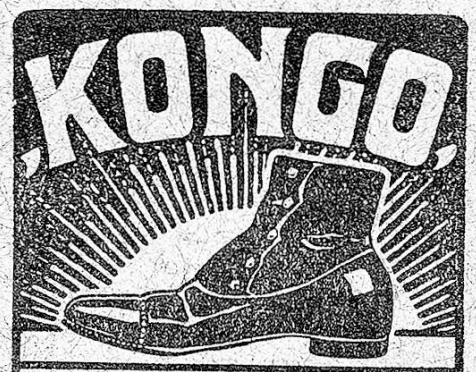
Räber & Cie., Luzern

Kirchen-Paramente

Kirchenkerzen • Wachskerzen

in reichster Auswahl
empfehlen

Räber & Cie., Luzern



das beste aller
Schuhglanzmittel
SEIFENFABRIK KREUZLINGEN
CARL SCHULER & Cie.

Einfache Haushaltungs-Statistik

Fr. 1.30, franko Fr. 1.40

ermöglicht mit grösster Leichtigkeit genaue Übersicht über Haushaltungskosten, Anschaffungen, Arzt, Reisen, Unterstützungen, Bücher, Zeitungen, sowie einen raschen und richtigen Jahresabschluss, u. s. w. und dürfte sich auch für Geistliche recht gut eignen. Wir senden das Buch auf Wunsch gerne zur Einsicht.

Ebenso ist zu empfehlen: **Ideal-Buchführung**

Journal (für den Hausherrn) 80 Cts. und Fr. 4.—, Kassabuch für die Haushälterin Fr. 1.80, Inventur 50 Cts., Bilanz 50 Cts. Kontobuch für Gläubiger und Schuldner Fr. 2.90. Mit höflicher Empfehlung

Räber & Cie, Buch- u. Kunsthandlung, Luzern.

St. Elisabeths-Rosen

Monatsschrift für die christliche Frauenwelt

Zugleich Organ des Schweizer. kathol. Frauenbundes

Redaktion: Anna Winiſtörfer.

8. Heft | Abonnementspreis Fr. 1.80 per Jahr | 1910

Maria Himmelfahrt.

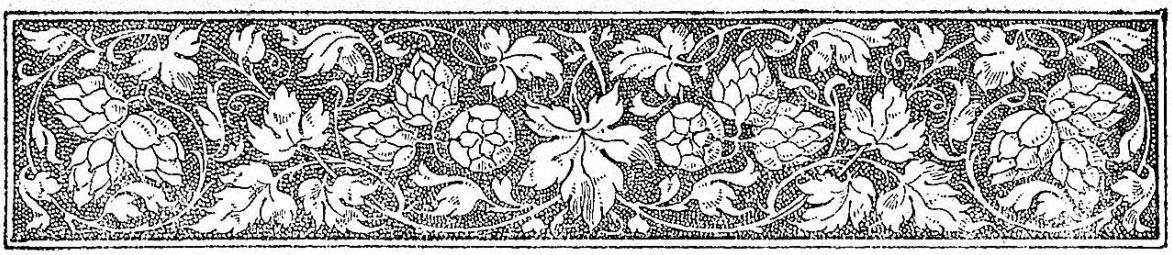
„O hätt' von der Taube ich Flügel,
Mein Jesus, ich flöge zu dir!"
So seufzet die Mutter der Liebe,
„Mein Sohn, was soll ich noch hier?"

Da naht ihr in lichtklarer Wolke
Ein Engel im Glorienschein.
Maria, du Hehre, du Reine,
Bald wirst bei Jesus du sein!"

Es jubeln der Seligen Chöre!
Wie herrlich die Harfe erklang!
Es duften die Rosen, es grüßet
Der lieblichste Engelsgesang.

Inmitten der heiligen Scharen
Schwebt auf zu dem göttlichen Sohn
Die Er sich zur Mutter erwählte,
Hinauf zu dem himmlischen Thron.

E. K.



Erlachs Tochter.

Erzählung von Sylvia. (Nachdruck verboten.)

XII. Die blinde Nonne.

Es nahte das Jahr 1349.

Es war ein Prüfungsjahr, eine Zeit göttlicher Heimsuchung für die Stadt Bern, wie vieler anderer Orte. Die Pest, der sogenannte schwarze Tod mit all seinen Schrecken, seiner unglaublich rasch wirkenden Zerstörungswut herrschte in seinen Mauern. Welches Land dieses Ungeheuer gebar, ist unsicher. Langsam wälzte es sich aus dem fernen Osten heran in die weite Welt. Durch alle mitten hindurch schritt es unbeirrt und mähte seine Schwaden rechts und links zu Boden.

Eines Abends kam Vroni leichenblaß von einem Ausgange heim. Ihre alten Beine trugen sie kaum mehr.

„Wahrhaftig unheimlich fängt es an zu werden in der Stadt", sagte die Alte zum Stallmarti. „Wäre ich nicht gezwungen gewesen, hinzugehen, ich hätte es wahrlich nicht getan. Auf dem Rathausplatze loderte ein Wachholderfeuer, und einige Vermummte sah ich über die Straßen huschen, duftende Rauchkerzen in den Händen. Metzger Fritz erzählte mir, fast alle Vornehmen hätten sich auf ihre Landhäuser geflüchtet."

„Da bin ich froh, daß wir schon auf dem Landhause sind und nicht erst flüchten müssen", meinte Marte. „Komm mir nicht zu nah, Vroni, am Ende hast du die unliebsame Bescherung schon mitgebracht."

„Sag' doch nicht so etwas! Mir gruselt! Aber weißt was, ich glaube, bei Schultheißens ist nicht alles in Ordnung. Die gute Therese, ihre Magd, war ja immer die Freundlichkeit selber. Ich sah sie um die Ecke des Rathauses biegen und hätte so gerne ein paar Worte mit ihr gewechselt. Da senkte sie traurig den Kopf und winkte mir mit der Hand einen stummen, wehmütigen Gruß zu. Du glaubst nicht, welch' dumpfes Schweigen überall herrscht. Man meint, man gehe

über einen Friedhof dahin. O, das ist nicht mehr die lustige Stadt, die vor zehn Jahren die Laupenersieger so jubelnd einziehen sah!"

„Ja, ja! Die Zeiten können sich ändern", seufzte der alte Knecht. „Der Fischer-Ludi sagte auch gestern, als ich ihn drunten an der Aare traf, die Zahl der Opfer, die man allnächtlich in die Pestgrube liefere, werde immer größer. Man dürfe nicht einmal sagen, wie viele es seien. Wenn es so fort gehe, sterbe Bern aus."

Vroni schlug die Hände zusammen und jammerte: „Ach ja! Was anfangen! Man sollte sich in den gnädigen Willen Gottes befehlen, mit dem festen Vorsatz, sein Leben zu bessern, Sünden und Laster zu meiden und männiglich das Vergängliche dieser bösen Welt betrachten. Die Reichen sollten Almosen geben und die hochgelobte Himmelskönigin bitten, sie möchte den göttlichen Zorn besänftigen. O, den ganzen himmlischen Hof sollte man anrufen! Man betet zu wenig!"

„Du hast nicht ganz unrecht, Vroni. Fang nur gleich an, besser zu werden; es wär' schon recht."

„Jetzt spottet man noch", rief die Alte und verließ den Stallmarti, der das böse Wort nur fallen ließ, um die redselige Alte loszuwerden; denn wenn die einmal zum Plaudern stillstand, kam sie nicht mehr leicht von der Stelle. —

Tage vergingen, und das grausame Uebel schien allen Heilmitteln zu spotten. Handel und Wandel stockten immer mehr. Während aber die einen Schutz gegen den Würgengel in der Flucht suchten, andere den armen Todgeweihten mit ihren Häusern auch ihre Herzen verschlossen, zeitigte das Gewaltige in edlen Charaktern manches Große. Es gab gewissenhafte Aerzte, starke Seelen, die von Krankenlager zu Krankenlager eilten, einzelne Priester, von heiliger Liebe verklärt und entflammt, die zu den einsam Verschmachtenden hintraten, ihnen Trost zu spenden, wenn nicht Heilung für den Leib, so doch für die Seele. Solcher Heroismus wog viele Feigheit auf.

Der Rat hatte in Eile einige hölzerne Gebäude aufschlagen lassen zur Aufnahme dieser armen Pestkranken.

Auch der Hof des Inselklösterleins war ebenfalls zu einem Lazarett umgewandelt worden, und die Töchter des hl. Dominikus nahmen sich armer Frauen an, die, von der Plage ergriffen, dem Elende preisgegeben waren.

Eben schritt Schwester Edelburga durch den Hof, als Ritter von Erlach auf sie zukam.

„Gute Schwester“, sagte er, „die Zahl Eurer Pfleglinge muß ich auch noch vermehren; denn, wenn nicht alles täuscht, ist unsere alte Vroni der Seuche verfallen!“

„Die gute Vroni? 's wär doch jammerschad' um die goldtreue Seele“, entgegnete Edelburga betrübt.

Daß der Fall auch dem alten Feldherrn nahe ging, merkte man ihm an. Er zerdrückte heimlich mit rascher Handbewegung eine Träne im Auge.

„Wie gerne wollte ich sie im eigenen Hause verpflegen lassen, aber Ihr wißt, ich stehe beinahe allein, und da möcht' ich sie lieber Euren milden Händen übergeben, die es gut verstehen, liebreiche Dienste zu leisten. Kann ich die Oberin sprechen?“

„O, gewiß, Herr von Erlach; eben ist zwar der gute Stadtpfarrer Baselwind bei ihr; aber ich denke, Ihr stört die beiden nicht.“

Sie öffnete ihm die Türe des Sprechzimmers, und die fromme Frau Priorin empfing den hochgeachteten Mann mit ehrfurchtsvoller Bescheidenheit. Bald war man einig, die alte Dienerin aufzunehmen und sein Möglichstes zu versuchen, um sie zu retten.

Während sie zusammen deren Ueberbringung ins Klosterlazarett berieten, wurde der Pfarrer zu einer Sterbenden gerufen. Der treue Priester bewährte sich als Held nicht bloß auf dem Schlachtfelde der Ehre und des Ruhmes, sondern auch an der Stätte der Leiden, an den Betten der Sterbenden; da kannte er keine Furcht vor Ansteckung. Tag und Nacht stand er, wie ein gewissenhafter Kapitän, trotz Sturm und Gefahr, auf seinem schwierigen Posten, um die Seelen zu glücklichem Heimgang in ein besseres Leben zu führen. Und wahrlich, er hatte Arbeit genug.

Noch am gleichen Abend wurde Vroni zu den Klosterfrauen überführt, die als Engel des Trostes aushielten, wenn andere flohen.

Schwester Edelburga hatte sich die Gunst ausgebeten, die Arme zu pflegen, hatte sie doch die originelle Alte nie vergessen und erinnerte sie sich lebhaft daran, wie manche süße Birne, wie manchen rotwangigen Apfel sie ihr in ihren Kinderjahren zugesteckt, wenn sie zufällig einmal mit ihrer Schwester Aennchen, die nun weit fort verheiratet war, die Erlachs, die stets Freunde der Bubenberg gewesen, besuchen durfte.

Die Nonne erschrak, als sie der Kranken ansichtig wurde, denn nur zu bald stellte es sich heraus, daß Rettung wohl kaum möglich sei.

Vroni hatte jedoch trotz dem schweren Ernst ihrer Lage den guten Humor und die treuherzige Gutmütigkeit nicht eingebüßt. Scherzend sagte sie zur Schwester: „Wißt Ihr, was mir der Stallmarti zum Abschied nachgerufen?

Esset Enzianen und Bibernellen!
Wenn nit alle sterben wöllen!“

„Könnten wir's nicht probieren?“ meinte sie. „Schaden kann's auf keinen Fall, wenn man ja doch sterben muß!“

Schwester Edelburga lächelte, drückte der Alten die Hand und wischte sich dann über die Augen, ohne zu ahnen und zu bedenken, daß ihr das gefährlich werden könnte.

Schon des andern Tages hatte die Seuche derart Fortschritte gemacht, daß Pfarrer Baselwind sich beeilte, Vroni die hl. Wegzehrung zu bringen.

Gleich nach Ausbruch der schrecklichen Plage hatte Ritter von Erlach einen Boten in die Waldstätte gesandt, um seiner Tochter Kunde zu bringen von der schweren Prüfung, die ihre Vaterstadt getroffen, und zugleich die Erkrankung der alten Vroni zu melden.

Margarita war außer sich vor Angst und Aufregung und beschwor ihren Gatten, sie doch nach Bern reisen zu lassen, um ihrem teuren Vater nahe zu sein, um dessen Leben sie so sehr bangte, und um ja die alte Vroni nochmals zu sehen.

Rudenz wollte davon nichts wissen.

„Wie — die Pest als Angebinde holen, das wäre doch unvernünftig.“ Wenn Gott den Vater abrufen wolle, könne das der Besuch der Tochter doch nicht verhindern, meinte er beinahe gleichgültig, und wegen einer alten Magd sich der Gefahr auszusetzen, fand er als zu töricht.

Dieser Mangel an Teilnahme für ihre Lieben in der Heimat schmerzte Rudenz' Gattin tief, war doch überhaupt das Verhältnis Josts ihr gegenüber schon lange nicht mehr das herzlich aufrichtige der ersten drei Jahre. Seit jenem Tage, da Margarita einen Blick getan in das heimliche Treiben ihres Gatten, war das rückhaltslose Vertrauen von früher geschwächt, und sie erachtete es als ihre heilige Aufgabe für das Leben und Handeln des Vaters ihrer Kinder, deren jetzt

zwei, ein Knabe und ein Mädchen, waren, ein offenes Auge zu bewahren. Gerade diese Spionage, wie der Ritter die Aufmerksamkeit Margaritas zu nennen pflegte, hatte ihn vielfach in seinem ungebundenen Tun gestört, und dann und wann bald einen kleinen Wortwechsel, bald einen heftigeren Ausbruch seines leidenschaftlichen Gemütes zur Folge gehabt, und so nach und nach eine Kluft zwischen den beiden Herzen zu schaffen vermocht, über der die immer wieder neu aufgerichtete Brücke der Liebe und Geduld oft genug einzustürzen drohte.

Margarita sah, daß sie von Giswil nicht abkommen konnte, und um nicht einen schlimmen Auftritt hervorzurufen, sandte sie vorderhand den väterlichen Boten mit einem Schreiben nach Bern zurück, in dem sie ihrer ganzen kindlichen Liebe und Pietät innigen Ausdruck verlieh, mit der Bemerkung, sobald die Epidemie weniger heftig auftrete, nach der Heimat zu eilen. Eine Einladung an den Vater, nach Schloß Rudenz zu kommen, wagte sie nur schüchtern einzuflechten, fürchtete sie doch, des Vaters kluge Augen möchten bald entdecken, was sie ihm mit Sorgfalt zu verbergen bemüht war.

Indessen hatte im Inselklösterlein die treue Vroni ihren letzten Kampf gekämpft. Alle schweißtreibenden Mittel, und ein eigenes Pestilenzwasser, das man sonst mit gutem Erfolg bei manchen angewandt, hatte nichts geholfen, und ihre Seele war schon am dritten Tage hinübergeschlummert.

Vergebens bat Ritter von Erlach, der Guten, die über fünfzig Jahre so gewissenhaft ihrer Herrschaft gedient, ein ehrenvolles Begräbnis zu veranstalten; es ging in dieser Zeit nicht. Auch Vroni wurde in die allgemeine Pestgrube versenkt.

Manche, die ruhmvollen Samariterdienst in diesen Tagen geübt, Priester und Laien, mußten der schrecklichen Plage ihren Tribut entrichten und denselben mit ihrem Leben bezahlen.

So erkrankte auch fast plötzlich, nachdem Vroni entschlafen und zur letzten Ruhe gebettet war, deren edle Pflegerin, die Tochter des bernerischen Schultheißen, Schwester Edelburga.

All schätzten die starkmütige Braut Christi und hingen in Verehrung und Liebe an ihr.

Als Ritter von Erlach die Trauerkunde vernahm, eilte er zu seinem Freunde, dem Schultheißen von Bubenberg, ihm seine Teil-

nahme zu bezeugen und den bekümmerten Vater zu trösten, und dann ins Klösterlein, um sich alles genau erzählen zu lassen.

Immer mehr tat überall in der Stadt die Pest ihre schauerliche Wirkung.

Da beschloß man in der allgemeinen Trübsal, besondere Andachten abzuhalten. Geistliche und Volk mit dem allgeliebten Stadtpfarrer an der Spitze zogen, das Kreuz voran, laut betend durch die Straßen nach der Sankt Vinzenziuskirche. An den Stufen der Altäre flehte das schwer heimgesuchte Volk um Schonung und Befreiung. Vom Ernste und der Weihe dieser heiligen Stunde ergriffen, tönte lautes Schluchzen durch die hohen Hallen. Im Sankt Michaelsinselklösterlein schien es, als kämpfe und ringe Schwester Edelburga mit der göttlichen Gerechtigkeit, indem sie sich dem himmlischen Bräutigam als Opfergabe für ihre bedrängte Vaterstadt darbot.

Und Gott, der den Tränen aufrichtiger Bußgesinnung, heldenmütiger Hingabe nicht widerstehen kann, schien den Arm zürnender Gerechtigkeit zurückzuziehen.

Von jenem Tage an nahmen die Krankheitsfälle zusehends ab, bis sie endlich nur noch vereinzelt auftraten und zuletzt ganz aufhörten.

Schwester Edelburga war zwar dem Tode entronnen, wurde aber von Gott nicht weniger als Brandopfer seiner liebreichen Vorsehung erkoren. Die Pestbeulen schwanden und heilten; aber die Krankheit hatte sich in ihre Augen verschlagen. Eine dunkle Nacht hatte sich über dieselben gelegt, und die Nonne blieb blind, blind für immer.

Schmerzlich trauerte die Priorin, herzlich bemitleideten sie ihre Mitschwestern und Angehörigen, nur Edelburga blieb heiter und glücklich und meinte getröstet: „Mir ist ein Licht aufgegangen, dessen Glanz und Schönheit alle Pracht der irdischen Sonne übersteigt.“

* * *

Wieder erschien eines Abends ein Bote aus der Mutzenstadt auf Schloß Rudenz in Unterwalden, um die längst mit Sehnsucht erwarteten Nachrichten zu überbringen.

Jetzt setzte es Frau Margarita durch, nach ihrer Heimat zu gehen, den teuren Vater und die lieben Brüder zu besuchen. Ritter Jost war es zufrieden und hatte sich für die Tage der Abwesenheit seiner Gattin einige heitere Tage zum voraus bestimmt; denn, meinte er: „Ich lebe bald wie ein Einsiedler in der Wüste, seit meine Margarita mich ans Hausen und Sparen gewöhnen will.“

Und so wurde denn ein williges Rößlein ausersehen und gesattelt und schon nach acht Tagen nahm die Tochter Erlachs herzinnigen Abschied von ihrem Gemahl, der glückliche Reise und baldige Heimkehr wünschte, und von den lieben Kinderlein, von denen sich die liebende Mutter nur mit der zuversichtlichen Hoffnung trennen konnte, daß sie in Marthas Händen gut aufgehoben, und daß sie dieselben nach etwa einem Monat gesund wiedersehen werde. Auch hatte Mechtildis ihr heilig versprochen, fleißig nach Rudenz hinüberzukommen, um nach den Kleinen und dem ganzen Hauswesen zu schauen, und so war Margarita an einem sonnigen Spätherbsttage von dannen geritten, begleitet von einem zuverlässigen Diener. Welch' trautes Wiedersehen sollte ihr auf Reichenbach beschieden sein. Der alte Feldherr, ihr geliebter Vater, war ihr sogar entgegengeritten und stieß eine halbe Stunde vor seinem Landgute auf sie.

Kaum ihrer ansichtig geworden, stieg er vom Pferde, was auch Margarita ungesäumt ebenfalls tat, und Vater und Kind lagen sich in den Armen, Tränen der Freude vergießend.

O, wie schön war's doch daheim in den altgewöhnten, trauten Räumen. Nur eine liebe Seele vermißte man, die allzeit frohgewesene, treue Vroni. —

Wie vieles hatte Herr von Erlach seiner Tochter von den schrecklichen, nun glücklich überstandenen Zeiten der Pest zu erzählen. Und als er von der guten, blinden Schwester Edelburga im Inselkloster sprach, da drängte es Margarita, die alte, treue Freundin zu besuchen.

Schon in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes in Reichenbach pilgerte sie deshalb hinaus auf die einsame Insel. Gerne gestattete die Priorin, die fromme Blinde ins Sprechzimmer zu führen. In seltsamer Spannung erwartete hier Frau von Rudenz ihre einstige Jugendgespielin. Und wie sie an der Hand einer ihrer Mitschwestern über die Schwelle trat, stürzte sich Margarita tief bewegt und weinend an deren Brust, sodaß sich auch die erstorbenen, glanzlosen Augen der Nonne mit Tränen füllten.

Innig hielten sich beide umschlungen, während Edelburga leise flüsterte: „Bist du glücklich, Margarita?“ . . .

Die Gattin des Ritters Rudenz zuckte zusammen bei dieser ungewohnten Frage, und sie schwieg. Hätte die Klosterfrau in das Antlitz der Gefragten blicken können, ihr wäre der Schatten, der rasch über dasselbe hingehuscht war, nicht entgangen.

„Arme, arme Edelburga“, sprach Margarita gerührt, welch' ein Unglück hat dich getroffen! Blind sein . . . den Himmel, die Sonne nicht schauen und — die Seinen nicht sehen können . . . schrecklich, schrecklich!“

„O nein, Teure! Nicht schrecklich! — Weißt du, wann ich am glücklichsten im Leben war? . . . An jenem Tage, an dem der Herr mich mit diesem Kreuze bezeichnet! Die Sinnenwalt ist für mich tot; die Geisteswelt ist jetzt meine Heimat! Nicht sehe ich — es ist wahr — der Sonne Schein, den blauen Himmel, der Berge Kranz, der Blumen Pracht — der Erde Schönheit! In meiner Seele aber erhebt sich der Tabor der Liebe zu meinem Gott. Da hab' ich mir ein Hüttlein gebaut, in dem ich wohne, in jenem Frieden und jener Freude, die nur der gibt, für den man alles geopfert!“ — —

„O, du Gute! Du Glückliche!“ rief jetzt Margarita, solche Seelengröße anstaunend. Jetzt faßte sie Mut, Edelburga zu bekennen, daß sie selbst nicht glücklich sei, und ihr ihr Leid und ihren Kummer anzuvertrauen.

Und die einfache, im Schmelztiegel der Prüfung gereinigte Seele verstand sie so gut.

Wohl sah jetzt Margarita es ein, wie edel, wie gut ihr Vater es mit ihr gemeint, als sie, geblendet von verführerischem Reiz, seiner Weigerung so lange widerstrebte und endlich seinen Widerstand mit ihren Tränen und Bitten besiegte.

Doch Edelburga sprach jetzt so mild von Ergebung, von Buße, die durch geduldiges Ertragen den Leichtsinn der Jugend sühnt. . . .

Warm drangen ihre Trostesworte in Margaritas verwundete Seele. . . .

Lange noch, nachdem sie längst vom Inselklösterlein und dann vom Reichenbach und der geliebten Vaterstadt geschieden war, hallte es in der Tiefe ihrer Seele wider, was ihr die blinde Nonne als Andenken gesagt: „Schöner, wertvoller ist ein Herz im Narbenschmucke, als eines, das nie geduldet und gelitten!“ (Fortsetzung folgt.)

Ein friedlich Gesicht
Das beste Gericht.

Die Verschwendung frühstückt beim Ueberfluß, speist zu Mittag beim Mangel und zu Nacht bei der Schande.

Das gastliche Heim zu Bethanien.

Von Pfr. A. Bl.

Es war am 10. September 1903, als eine Gruppe von zwanzig Jerusalempilgern, die vom Toten Meere herkamen, dem ehemaligen Bethanien, heute El-Azarije (d. h. Lazarusdorf), sich näherte. Der Schreiber dieser Zeilen gehörte mit zur Partie. Es ging gegen Abend. Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die kahlen Berge von Judäa und unser Dragoman trieb zur Eile, denn die Nacht bricht im Orient rasch und fast ohne Dämmerung herein. So ließen wir unsere lotterigen Kaleschen unter Bewachung des schönen Beduinenjünglings, der uns als berittener, bis an die Zähne bewaffneter Kawasse begleitete, in der Straße zurück und begaben uns zu Fuß nach dem wie ein Raubnest aussehenden Dorfe hinauf. In zehn Minuten war der Platz erreicht. Beim Kerzenschein stiegen wir auf zirka 13 Stufen ins sogen. Lazarusgrab hinunter, ein enger, muffiger Kellerhals, der in die Schuttschicht früherer Jahrhunderte hinabführt, und den man durch Ausmauerung vor dem Zusammenfallen geschützt hat. Hier ist also wenig oder nichts Ursprüngliches mehr vorhanden. Wir begaben uns denn auch aus dem unheimlichen Gelaß sogleich wieder nach oben. Die Luchsaugen der Araber, die uns offenbar am liebsten geplündert hätten, der schrecklich zudringliche Bettel, die Unsauberkeit des Ortes, der den Reisenden von allen Seiten umgebende Moder und Zerfall, kurz, die ganze Umgebung ließ keine Andacht oder Erbauung aufkommen. Jedenfalls sah es zur Zeit Christi hier anders aus, denn in ein Haus von der Qualität der Wohnungen des heutigen Bethanien wäre der Menschensohn sicher nicht eingekehrt. Noch im Mittelalter soll Bethanien ein blühendes Christendorf gewesen sein. Wo der Islam herrscht, da senkt sich, wie ein Leichentuch von Asche und Lava, die Grabdecke des Todes über alles pulsierende Leben.

Während wir langsam um den Oelberg herumfuhren, war es vollends Nacht geworden. Um so heller war es in meinem Innern. Das Geschaute fing an, sich aufzuklären; Bilder und Gestalten aus den Tagen des Menschensohnes tauchten vor meinem Geiste auf. Eines war deutlicher und lebensvoller als alle andern: Jesus, weilend im Freundeskreise zu Bethanien.

Also hier, in der kleinen Familie, „die er lieb hatte", wie Johannes so kurz und vielsagend bemerkt, verbrachte der Herr die ruhigsten

und glücklichsten Stunden seines öffentlichen Lebens. Hier wohnte Lazarus mit seinen zwei Schwestern Maria und Martha; hieher konnte Jesus sich zurückziehen, wenn der Haß der Pharisäer und Schriftlehrer ihm den Aufenthalt in der Stadt drunten unleidlich machte. Denn Bethanien, inmitten friedlicher Hügel gelegen, ist nur eine kleine Wegstunde von Jerusalem entfernt.

Das ist ein Grund, weshalb Jesus in Bethanien einzukehren pflegte: Er brauchte Freundschaft, wie jedes Menschenherz, das normal beschaffen ist, Freundschaft braucht. Er hatte nötig, in das Auge eines treuen Menschen zu blicken und aus dessen Mund ein Wort der Liebe zu hören, das ihn entschädigen konnte für die giftigen Blicke und Worte seiner Feinde.

Ein weiterer Grund seines Besuches bei den drei Geschwistern lag darin, daß der Herr manchmal Speise und Obdach nötig hatte. Ohne Zweifel hätte er sich auch auf andere Weise Nahrung verschaffen können: Er, der dem hungernden Volke Brot gab, wäre sicher um ein Stücklein Brot für sich selbst nicht verlegen gewesen. Aber er wollte die Mildtätigkeit der Menschen in Anspruch nehmen, er wollte ihnen Gelegenheit geben, eine Tat der Nächstenliebe an ihm auszuüben, da er ja die Nächstenliebe zum Kern und Angelpunkt seiner Religion gemacht hat. Ganz ähnlich verhält es sich mit aller Armut und Dürftigkeit auf Erden. Gott, dem „der Erdkreis gehört mit all seiner Fülle", könnte aller Not im Augenblick abhelfen, aber er tut es nicht: Menschen sollen den Menschen helfen! Zu diesem Zwecke hat er den einen viel, den andern wenig gegeben, die einen zum Reichtum, die andern zur Armut bestimmt. So können beide sich Verdienst für das jenseitige Leben erwerben: die einen durch williges Geben, die andern durch dankbares Empfangen; die erstern, indem sie den Mitmenschen in der Not beispringen, die letztern, indem sie die aus Liebe geleistete Hilfe mit aufrichtigem Herzen anerkennen. — Also nicht durch Wunder will Gott der sozialen Not abhelfen, sondern durch die edelsten Gefühle des Menschenherzens selbst.

Ueber die näheren Familienverhältnisse der drei Geschwister zu Bethanien ist uns nichts Näheres bekannt. Offenbar waren sie vermöglich und dabei mildtätig, denn bei einem Geizhals, der ihm die Stücklein Brot abgezählt hätte, wäre der Herr sicher nicht eingekehrt. Wenden wir uns nun den nähern Umständen jener Begebenheit zu,

die Lukas Kap. 10, 38—42 erzählt und welche die Kirche am Feste Mariä Himmelfahrt den Gläubigen vorlesen läßt.

Es ist zum vornherein begreiflich, daß die Ankunft eines so werten Gastes jeweilen einige Unruhe in den kleinen Haushalt bringen mußte. Martha, die geschäftige Hauswirtin, die das Regiment in Küche und Keller geführt zu haben scheint, eilt tätig hin und her, um für reichliche Bewirtung zu sorgen. Auch ihre Schwester Maria ist darauf bedacht, den Meister würdig zu empfangen, aber ihre Ehrfurcht äußert sich auf eine andere Weise: Sie setzt sich dem Herrn zu Füßen und hört seiner Rede zu. Sicher war es keine Moralpredigt, der bloße Gedanke daran wäre eine Entweihung der herrlichen Situation! Christus hatte eine solche auch nicht nötig, denn sein ganzer Verkehr war Erbauung; sondern in Form einer zwanglosen Unterhaltung bot er dieser treuen Seele Goldkörner der Weisheit und des Trostes aus dem überreichen Schatz seines eigenen Seelen- und Gemütslebens dar.

Maria war darum nicht zu tadeln, denn Martha reichte allein zur Bedienung aus, sie kam voll und ganz den Pflichten der Gastfreundschaft nach und brauchte keine Hilfe. Auch Martha war für ihre Geschäftigkeit nicht zu tadeln, zählt ja doch der häusliche Sinn zu den schönsten Tugenden des Weibes, ohne die sein Wert fast auf Null herabsinkt. Aber ihr Fehler oder — wem das zu scharf klingt — ihre Einseitigkeit bestand darin, daß sie über dem äußern und untergeordneten Geschäft das innere Gleichgewicht verlor und in ihrem Uebereifer verlangte, ihre Schwester müsse ebenso tun. Darum — nicht wegen ihrer Arbeitsamkeit — weist Jesus sie zurecht, indem er betont, welches das Wichtigere sei, nämlich das Geistige und Uebernatürliche. Er will damit sagen: Ueber dem Trubel des Alltagslebens und über der Sorge für die irdischen Bedürfnisse darf man die höhern Güter, die Sammlung des Geistes und die Ruhe der Seele nicht vernachlässigen. Mit andern Worten: Für Christus arbeiten ist gut; aber ihn an sich selbst, an der eigenen Seele wirken lassen ist besser, das ist schlechthin der „gute Teil", der dem Besitzer nicht geraubt werden kann.

Lebhaft trat mir in jener Stunde das ergreifende Bild eines modernen Künstlers vor Augen, das diese Begebenheit zum Gegenstande hat.

Im Vordergrund einer Weinlaube, durch deren Blattwerk die Reflexe der glühenden syrischen Sonne hindurchzittern, sitzt Jesus auf

einer Steinbank; ihm zu Füßen, auf einem orientalischen Teppich, zur Seite eines wilden Rosenstrauches, die jugendliche Maria in der Haltung einer gespannt lauschenden Zuhörerin. Große goldene Ohrringe, der Lieblingsschmuck der morgenländischen Frauen, blicken unter dem mit Münzen behangenen Kopftuch hervor. In der Nähe suchen Tauben friedlich Körner zusammen; die ganze Landschaft rings herum ist voll Licht und Leben. Im Hintergrund, unter der Laube, erscheint eben Martha, einen großen Wasserkrug tragend und scharf herüberblickend. Es ist, als ob man ihr die aufsteigende Eifersucht gegen die Schwester auf dem Gesichte lesen könnte. Sie kann sie nicht länger ruhig — „müßig", dachte Martha — dasitzen sehen, ungeduldig tritt sie herzu und stellt an den Herrn die nicht eben bescheidene Frage, ob ihm denn gar nichts daran liege, daß ihre Schwester mit den Händen im Schoße dasitze und sie alle Arbeit allein tun lasse? „Sag' ihr doch, daß sie mit angreife!" Eine wackere und wohlmeinende Seele kann nach Art Marthas in ihrem Uebereifer hart und rücksichtslos sein im Urteil über die andern; aber eine noble und wahrhaft königliche Seele, wie sie Jesus besaß und wie er sie uns als Vorbild vor Augen stellt, sieht die kleinen Schwächen und Verkehrtheiten der Menschen im täglichen Leben ruhiger, freundlicher und weitherziger an. Daher der ungemein sanfte Tadel, der das aufrichtige Herz der geschäftigen Jüngerin nicht verletzen, sondern nur reinigen konnte. „Martha, Martha", spricht er — und bei diesen Worten erhellte gewiß ein freundliches Lächeln sein ernstes Gesicht —, „du beunruhigst dich doch um vielerlei, das du mir vorsetzen willst: wenig, ja ein einziges Gericht genügt; Maria aber hat den guten Teil erwählt, und dieser soll ihr nicht, wie du verlangst, genommen werden."

Ja, der heutigen Welt — vielfach auch der Frauenwelt — fehlt die Ruhe der Maria. Um diese zu erlangen, braucht man sich nicht abzusondern von der menschlichen Gesellschaft, vielmehr ist die Mitarbeit an der großen Menschheitsaufgabe das Höchste, was es für das Individuum gibt, das von Gott zunächst Gewollte, denn er will die Erhaltung der Gesellschaft. Aber was der heutigen Welt not tut, das ist die Sammlung im Strudel des irdischen Treibens, das Besinnen auf sich selbst und auf die höchsten Interessen des menschlichen Lebens. Mit andern Worten: Du darfst keine nervös beschäftigte Martha sein,

sondern du mußt gelegentlich wieder zur still betrachtenden Maria werden!

Und noch eins. Durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu den beiden Schwestern in Bethanien hat der Menschensohn die edle Frauenfreundschaft sanktioniert. Er, der sich in allen andern Dingen verleumden, aber in dieser Richtung nicht den geringsten Flecken auf seine Ehre kommen ließ, trägt kein Bedenken, von unverheirateten Frauen Nahrung und Obdach anzunehmen, und in ungezwungener und herzlicher Weise mit ihnen zu verkehren. Wahrlich, nie ist das Pauluswort, daß „dem Reinen alles rein sei", in schönerer Weise illustriert worden, als hier von dem Urheber unserer Religion selbst. Und daß die heutige Gesellschaft die moralische Möglichkeit edler Frauenfreundschaft vielfach in Abrede stellt, oder, wo dieselbe wirklich existiert, sie als Blödheit taxiert, darin liegt das große Armutszeugnis ihrer sittlichen Kraft. —

Man muß allein auch können geh'n.

Ich geh nicht gern den breiten Weg,
Wo man mit Herden wandeln muß,
Ich hasse jeden Schwindelsteg,
Der schwankt und schaukelt unterm Fuß.

Ich lieb', gerad vor mich zu seh'n,
Und geh den Weg, ob laut, ob still;
Man muß allein auch können geh'n,
Wenn man die Wahrheit finden will.

Dem Herzen Jesu singe!

Eine Skizze aus dem Leben (Schluß.)

gezeichnet von A. von Liebenau.

III.

Der befürchtete deutsch-französische Krieg war ausgebrochen und schon nach den ersten kleinen französischen Erfolgen hatte sich der Sieg dauernd auf Seite Deutschlands geneigt. Nach der unglücklichen Schlacht von Sedan hatte sich Paris bereits verproviantiert auf eine allfällige Belagerung hin, die wirklich schon den 19. September 1870 nach der Niederlage von Chatillon ihren Anfang genommen.

Wie gerne hätten sich jetzt auch die jungen Franzosen der Waffenfabriken den direkten Verteidigern der Hauptstadt angeschlossen, aber General Trochu, der Oberkommandant, hatte verordnet, daß alle Kräfte, die dem Waffendepot nützlich sein könnten, in ihren Werkstätten zu verwenden seien. So hatte auch unser junge Brüne keine Aussicht, aus der ihm so verhaßten Gießerei loszukommen; vielmehr wurde dort immer riesiger gearbeitet zum Wohle der schwer bedrängten Hauptstadt.

Jedoch nicht alle Arbeiter von Paris waren von edelmütigen Gefühlen der Verteidigung beseelt; es gab auch Verräter, die gerne im Trüben gefischt hätten.

So vernahm auch Josef Anton Brüne mit seinen jugendlichen Genossen bald genug etwas von der geplanten Anarchisten-Bewegung, welcher das Mißlingen verschiedener Ausfälle der Verteidigungsarmee bei Chatillon und Chevilly im September und zu Malmaison den 21. Oktober fortgesetzte Nahrung bot. Der Kaiser Napoleon III. war kriegsgefangen — seine vielbeschäftigten Generäle fürchteten sie weniger und so glaubten die Freunde des Umsturzes sich nun der Hauptstadt leicht und sicher zu bemächtigen. Um Raub, Mord und Plünderung war es den Anarchisten zu tun, obschon sie dem Volke vorgaben, es durch bessere Führung als bisher vom Feinde befreien zu wollen. Als nun der in den Tagen vom 28. zum 30. Oktober versuchte Ausfall bei Le Bourget wieder mißlang, wagten die Anarchisten einen ersten Aufruhr in der Frühe des 31. Oktober, welchen jedoch die treu gebliebenen Mobilgarden rasch und energisch niederschlugen. Schon damals wäre der sehr dabei beteiligte Onkel des jungen Brüne nahezu in die Hände der Polizei gefallen, während der Neffe durch rechtzeitige Warnung manches Schlimme verhindern konnte. Nun hatte es sich gezeigt, warum Gottes Fügung den braven Jüngling in dieser Umgebung belassen hatte, da derselbe seine besser gesinnten Kameraden um sich sammelte und mit ihnen Unschuldige warnen oder beschützen half.

Indessen kamen erst die schwersten Tage für Paris.

Den 27. Dezember begann das Bombardement des Mont-Avron, den 5. Januar 1871 dasjenige von Paris selbst. Fürchterlich stieg die Not, von der Strenge des Winters verschärft. Als am 19. Januar der Verzweiflungskampf bei Montretout wieder nutzlos für die Be-

lagerten verlaufen war, drohten neuerdings Revolten und das Gespenst des Hungers grinste über der Riesenstadt. Den 28. Januar suchte man in Paris um Waffenstillstand und Unterhandlungen nach. Deutsche besetzten die Festungen, deren Verteidiger mit Ausnahme der Nationalgarde in Kriegsgefangenschaft gerieten.

Immerhin suchten die auf Entsatz von Seite ihrer Landsleute hoffenden Pariser die eigentliche Uebergabe der Hauptstadt noch hinauszuschieben, obschon sie fürchterlich darunter litten. Sie wußten ja kaum, wie schlimm es ihren Mitbrüdern überall ergangen war. Den 1. März wurde das westliche Paris besetzt und der den 17. Februar als Präsident und Chef der Exekutivgewalt ernannte Staatsminister Ludwig Adolf Thiers erhielt immer schlimmere Kunde von innen und durch Vermittlung auch von außen. Nun sah man den Ausbruch der bürgerlichen Erhebung nahen; bereits hatte auch die Nationalgarde mit den Aufrührern fraternisiert. So ließ Thiers den 18. März Befehl ergehen, dieser gefährlich gewordenen Garde wenigstens die Kanonen wegzunehmen, was aber sofort zur ernsten Revolte führte. Die Generäle Lecomte und Thomas wurden erschossen; der größere Teil des Militärs fiel ab, und manche Beamten suchten Schutz draußen, wo das feindliche Lager sie passieren ließ, wenn mit Ausweis versehen.

Den 19. März 1871 wehte bereits die blutrote Fahne der Internationale auf den Trümmern und in den Straßen von Paris. Der revolutionäre Gemeinderat — die sogenannte Kommune — wählte einen gleichgesinnten Kommandanten von Paris — Dombrowsky — und Clüseret zum Kriegsminister. Aber auch die Kommune konnte die Preußen nicht sofort vertreiben; dafür aber wütete gegen Recht und Ordnung am 21. Mai der schreckliche Barrikadenkampf. Die Geistlichen und die Wohlhabenden wurden eingekerkert, die öffentlichen Gebäude in Brand gesteckt, Mord und Plünderung waren jetzt an der Tagesordnung. Der Erzbischof von Paris — Msgr. D'Arboy — wurde mit vielen Priestern und andern als Geiseln verhafteten Ehrenmännern erschossen und die Schreckensherrschaft wütete in Paris mit aller Gewalt. Nun war es an der Zeit, um jeden Preis Ordnung und Frieden zu schaffen. Den 29. Mai wurde zu Vincennes der Vertrag bestätigt, der wenigstens wieder das Reich der bürgerlichen Gesetzlichkeit herstellte. Massenhaft erfolgten nunmehr die Verhaftungen, unter denen auch Onkel Brüne als großer Stürmer gezählt und mit

mehreren Tausenden anstatt zum Tode zur lebenslänglichen Deportation verurteilt wurde.

Dessen Neffe aber hatte während den Schreckenstagen Zuflucht und edle Beschäftigung im Hause des Herrn Professors von Hülst gefunden, der auch nahe daran gewesen, den Feinden in die Hände zu fallen. Nur der rechtzeitigen Warnung seines Schützlings Josef Anton Brüne hatte Herr von Hülst es zu danken, daß er der auch ihm zugedachten Verhaftung entgangen war, und nun hatte dieser unermüdliche Priester seine Freiheit zur möglichst großen Erleichterung der Gefangenen benützt. Dabei war ihm Josef Anton von Herzen gerne behilflich gewesen, selbst auf die Gefahr hin, auch ein Opfer der Kommunarden zu werden. O, er hätte sein Leben willig hingegeben, um der Sache der hl. Religion und ihrer Diener etwas Gutes zu erweisen.

Die schönste Tröstung, welche der junge Brüne genoß, war aber die tägliche Feier des hl. Opfers im Hause seines Wohltäters. Um 4 Uhr früh versammelten sich da mitten in den Schrecken der Revolution die Hausbewohner des Herrn von Hülst, um bei wohlverschlossenen Fenstern und Türen der hl. Messe des Hausherrn anzuwohnen. Was hier gebetet, erfleht und geweint wurde, das war Gott allein bekannt, aber Gottes Schutz waltete doch sichtbar auf diesem, ihm als Heiligtum geweihten Hause. Und täglich empfingen die Anwesenden in dieser so hochfeierlich anmutenden Messe auch die hl. Kommunion in der Meinung, es solle dieselbe für den sehr leicht eintretenden Fall ihres raschen Todes als Wegzehrung gelten. — —

Dieser Fall aber trat nicht ein. Alle Bewohner des Hauses von Hülst kamen mit dem Leben davon. Josef Anton aber bat seinen Wohltäter, ihm nach Beendigung der Schreckenstage zum Eintritt in den Orden der Marienbrüder zu verhelfen. — — — Freudig willigte Herr von Hülst ein und der glückliche Marienbruder Moritz versicherte später öfters: Ohne den sonntäglichen Empfang der hl. Sakramente, den Herr Professor von Hülst ihm unter so schweren persönlichen Opfern verschaffte, wäre er sicherlich in seiner schrecklichen Umgebung zu Grunde gegangen.

Mit Freuden vernahm Bruder Moritz bald nach seinem Eintritte in die Kongregation der Lehrbrüder die wohlverdienten Auszeichnungen, welche seinem Beschützer geworden, als derselbe vorerst zum Prälaten und päpstlichen Kämmerer, und bald zum Generalvikar von

Paris erhoben wurde. Noch mehr erfreute sich der einstige Schützling von Msgr. von Hülst an der hohen Wirksamkeit desselben zur bessern Begründung der Universitätsstudien, wie an dessen großartigen Erfolgen als Fasten- und Konferenzprediger auf der weltberühmten Kanzel von Notre Dame in Paris.

Jedoch die lebhafteste Erinnerung an Msgr. von Hülst kam Bruder Moritz immer im Monat Juni, wo er denselben am Krankenbett seiner verewigten Mutter einst kennen gelernt. Dann sang der fromme Bruder doppelt begeistert jenes schöne Lied, welches ihm bei seinem seligen, an der Jahrhundertwende erfolgten Tode noch vorgesungen werden mußte:

Dem Herzen Jesu singe
Mein Herz in Liebeswonn';
Durch alle Himmel dringe
Der laute Jubelton!
Gelobt, gebenedeiet soll sein zu jeder Zeit
Dein heil'ges Herz, o Jesu, in alle Ewigkeit.

Von den Dienstboten.

Skizze von T. G.

Laut statistischen Tabellen stehen in unserem Vaterlande über 100,000 Mägde und 25,000 Knechte im Dienste. Berechnet man den Jahreslohn, Speise, Trank, Logis, Wäsche einer Magd jährlich nur auf Fr. 450, den eines Knechtes auf Fr. 800, so erwächst für unsere Dienstboten ein Kapital von 65 Millionen Franken. Daraus ersehen wir die große Bedeutung dieser Berufsklassen.

Jedes Frühjahr treten Tausende und Tausende von Knaben und Mädchen aus der Schule. Dahin ist der goldene Jugendmorgen mit seinen ungetrübten Freuden; der Ernst des Lebens tritt allmählich an die jugendliche Schar. Was tun?

In der Regel werden sich die Kinder zu dem Stande entschließen, den die Eltern selbst haben, wenn ihnen die Schattenseiten des Berufes nicht zu sehr vorgeführt werden. Knaben von Handwerkern ergreifen die Schere, die Ahle, den Hammer, den Pinsel. Die Kinder der Landleute beschäftigen sich mit den Arbeiten in Garten, Wiese, Stall und Feld. Eine große Zahl Mädchen reiht sich sofort dem mächtigen Heere

der Fabrikarbeiterinnen an, um bald zu verdienen und den Lohn ihrer Arbeit in die Hände der Eltern zu legen.

Die Eltern haben jahraus, jahrein für das Kind gearbeitet, gelitten. Manche kummervolle Nacht hat vielleicht die gute Mutter am Krankenlager des nun 15jährigen Sohnes oder der Tochter zugebracht. Alles ging vorbei. Heute aber sind die Eltern von Herzen froh über die erste Hilfe, welche der tägliche Verdienst der Tochter bringt. Noch sind vielleicht eine Anzahl jüngerer Geschwister zu erziehen. Darum ist der erste „Zahltag", gespendet durch die ältern Geschwister, doppelt willkommen.

Es gibt aber Eltern, die etwas weiter in die Zukunft schauen und das spätere Wohl ihrer Kinder fest im Auge behalten. Es gilt, die Mädchen zu allen Hausarbeiten fleißig anzuhalten, damit sie später tüchtige Hausfrauen werden. Nichts für ungut — heiraten wollen später fast alle Mädchen.

Anna, Ida, Marie, Hedwig, Trina und das Bethli kommen in einen Dienst und erlernen unter der Aufsicht der „Meisterin" oder der Hausfrau die häuslichen Arbeiten, vor allem das Kochen. Die unerfahrenen Mädchen kommen aus der liebevollen Obhut der Eltern in die Fremde. Es darf nicht bestritten werden, daß gegen früher ein gewaltiger Unterschied im Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienerschaft besteht; doch gibt es viele ehrenwerte Ausnahmen. Wo das gegenseitige Verhältnis zu wünschen übrig läßt, fehlt es meistens an beiden Seiten. Manche Mädchen sind ungelehrig, vergeßlich, das sind keine moralische Fehler, und die soll die Herrschaft entschuldigen. Ein gutes Wort, im ruhigen, milden Tone gesprochen, findet einen guten Ort. Die vorhandenen Mängel und Schwächen verlieren sich bald, wenn das Mädchen sieht, daß „die Frau" mütterliches Interesse, Mitgefühl, Wohlwollen mit ihm hat. Bei aller Freundlichkeit und Milde finde aber auch der Ernst seinen Platz. Will die Hausfrau ein tüchtiges Dienstmädchen erziehen, so muß sie es machen, wie der erfahrene Lehrer in der Schule, vom ersten Tage nichts „hingehen" lassen. Spätere Mahnworte verfehlen ihren Zweck.

Der Beruf eines Dienstmädchens ist gesund, wenn dasselbe nicht unausgesetzt putzen, blankreiben, wichsen und polieren, waschen muß, um das Haus stets in glänzendem Zustande zu erhalten. In der richtigen Zeiteinteilung liegt das Geheimnis eines wohlgeordneten Haus-

haltes. Die Tagesordnung ist dem neuen Dienstboten zu erörtern. Dann wissen diese, wann sie aufzustehen und die Arbeit zu beginnen haben. Der schlimmste Fehler im Haushalte ist die Unpünktlichkeit. Wird z. B. die Essenszeit nie recht eingehalten, verliert man im Laufe des Jahres ungezählte Arbeitsstunden und Brennmaterial von ansehnlichem Betrage. Bis in die tiefe Nacht hinein sollen brave, arbeitsame Mädchen nicht zur Arbeit angehalten werden. Der Sonntag sei für sie ganz besonders ein Tag der Erholung an Leib und Seele. Als junge Leute sollen die Dienstboten kräftige und reichliche Nahrung bekommen, ihre Schlafstätte sei reinlich, sonnig, nicht in einem engen Dachstübchen. „In einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele", sagten die Alten. Je mehr Güte, Liebe, Zutrauen aber eine Familie zu einem Dienstboten hat, desto mehr widmet derselbe seine Kraft dem Hause. Der stete Dienstbotenwechsel gereicht einer Familie nie zur Ehre.

In keinem Dienste geht natürlich alles am Schnürchen, überall gibt's Mühe, Arbeit, Sorgen, oft auch Mißverstand usf.

Ein christlicher Dienstbote ist geduldig, sanft, bescheiden, aufrichtig, wahrhaft und treu; er meidet Grobheiten in Worten und Betragen, hält sich fern von Unordnung, Näscherei, Vergeudung, Eitelkeit, Hoffart, Eigennutz, Trägheit, Zank und Schwatzhaftigkeit. Jede Haushaltung bildet für sich ein kleines, geschlossenes Gemeinwesen, und in jeder Familie gibt es Angelegenheiten, die nicht auf die Straße oder an den Brunnen passen. Vertrauen erfordert auch Vertrauen. Treue um Treue, Liebe um Liebe.

Fleißige, treue, geschickte, sittlich brave und gewissenhafte Dienstboten werden überall geachtet und geschätzt und haben es in bezug auf Kleidung, Wohnung, Speise und Trank ebenso gut als im elterlichen Hause. Es hängt also manchmal auch von den Dienstboten ab, ob ihr Los ein günstiges oder ungünstiges sei.

Manche Frau gibt sich Mühe, eine angehende Magd zu allen Hausgeschäften anzuleiten, wenn diese Verstand, Gehorsam und guten Willen zeigt. Kaum ist das unerfahrene Mädchen zu einer brauchbaren Magd herangezogen, so kündigt dieselbe den Dienst und sucht einen andern Platz. Das ist unbillig, undankbar! Das „Wanderfieber" ist eine krankhafte Erscheinung der Zeit. Freilich gibt es auch Dienstboten,

die 10, 15, 20 und mehr Jahre bei der gleichen Familie dienen, eine Ehre für beide Teile.

Groß ist der Einfluß der Dienstboten auf die heranwachsenden Kinder, und gar vieles können sie wirken durch die Macht des Beispiels, sei es in gutem oder bösem Sinne. Darum müssen die Eltern in der Wahl der Dienstboten doppelt vorsichtig sein. Wenn der Vater auf dem Lande sich genau erkundigt, ehe er einen Knecht für die Viehhabe annimmt, so wird auch die Hausfrau einer neuen Magd die Fackel scharf in das Gesicht halten, um bald zu erfahren, ob dieselbe brav, arbeitsam, sittenrein sei.

Im kunstlosen Geplauder wird die Hausfrau in der Ausdrucksweise, dem Urteil über andere, aus dem ganzen geistigen und körperlichen Auftreten der Magd ihre Schlüsse auf den Charakter ziehen.

Die Aufsicht und die Besorgung, der Umgang mit den Kindern ist ein Engelsgeschäft. Jede Dienstmädchenstelle ist ein Vertrauensposten. Der häusliche Friede, die guten Beziehungen zu Nachbarn und Verwandten, in manchen Fällen sogar das Glück der Kinder und das wirtschaftliche Gedeihen der Familie hängen damit zusammen.

Jede Hausfrau, die das Glück hat, wackere Dienstboten zu besitzen, hege und hüte diesen Schatz mit mütterlicher Sorgfalt.

Sparsame Dienstboten können jedes Jahr von ihrem Lohne ein hübsches Sümmchen in die Sparkasse legen oder zur Unterstützung der alten Eltern heimsenden. Auf solchem Gelde ruht der Segen des Herrn, der denjenigen Kindern sein Wohlwollen verheißen hat, die ihre Eltern ehren.

Mädchen, welche ein besonderes Talent für Kochkunst haben, können es sehr weit bringen. Alle aber, welche die Arbeiten in Küche, Haus und Garten gelernt haben, werden einst gute Hausfrauen und wackere Mütter. Es liegt ein wenig Wahrheit in dem Satze: „Die Liebe des Mannes geht durch den Magen.“ Gar wechselvoll ist oft das Leben, kurz oft Sonnenschein und Glück, eine arbeitsame Hand findet immer Brot. In einem gesunden Wirtschaftswesen der Hausfrau, da liegt der Schlüssel zum Wohle der Familie. Arbeit, Ordnung, Sparsamkeit müssen von Jugend auf gepflegt werden.

Wenn um Gerechtigkeit und Gottes Huld
Die Menschen würben, wie sie rastlos werben
Um Macht und Geldbesitz, sie hätten längst
Das schöne Paradies zurückgewonnen. Weber „Goliath“.

Aus der Gesundheitslehre

Ueber Krankenbesuche im Jahre 1769.

Ueber Krankenbesuche sind in neueren Zeiten eine ganze Reihe von Aufsätzen erschienen, ja sogar kleine Büchlein hat man über diesen Gegenstand veröffentlicht. Da dürfte es von Interesse sein, auf einen Beitrag zu dieser Frage zu verweisen, welcher im Jahre 1769 im „Arzt" von Joh. August Unger erschien und von S. J. Freylieb verfaßt war.

Es sollen hier nicht die ganzen Aufsätze dieses wohl auch damals in hohem Maße beachteten Verfassers reproduziert werden, aber meine Auslese dürfte hinreichend zeigen, wie man zur damaligen Zeit über die Besuche bei Kranken dachte.

„Ein ansehnlicher Mann oder ein solches Frauenzimmer dürfen es nur einmal bekannt werden lassen, daß sie sich nicht wohl befinden, so wird ihre Wohnung einem Gasthause ähnlich, worin jedermann einkehret. . . . Nie ist mir die Freundschaft beschwerlicher gewesen als zu dieser Zeit. Ich habe oft einen Kreis von Freunden um mein Krankenbett herum gesehen, der aus 10, 15 und 20 Personen bestanden hat, und wovon jeder die Gaben, ja selbst die geringste Gabe, die er besaß, anwendete, um mir den Anteil zu beschreiben, den er an meinem Leiden nähme. . . . Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie zerstreut und unruhig mein Gemüt wurde, wenn ich bald ein neues Beileid, bald den Zustand der Sachen in Sachsen, in Hessen, in Schlesien, in Preußen, am Rhein, in England und in Amerika, bald die Begebenheit der Stadt, bald die Wünsche eines Freundes, der sich empfahl, bald die Hoffnungen eines andern, der noch Lust zu sitzen hatte, bald andere Dinge vernehmen mußte, die mich stets aus einer Welt in die andere versetzten, ohne daß ich in meinem Hause und in meinem Bette mein eigener Herr und Freund werden konnte. . . . Sagen Sie mir, wie ist es möglich, daß sich ein Kranker in einer solchen Kaffeeschenke beruhigen und sein Gemüt zu dem erheben kann, der ihn jetzt demütigt? Nichts als Armut und Verachtung kann einen kranken Mann vor dieser Ehre beschützen. Denn so liebreich sich die Welt gegen Kranke in ihren Besuchen erweist, so sieht sie doch wohl zu, daß sie ihre Gegenwart nicht an Leute verschwendet, die entweder kein Geld auf Zinsen haben oder keine Ehrenstellen bekleiden oder keinen Titel haben, der sie bekleidet. . . . Ich halte dafür, daß dieser Mißbrauch mit den Krankenbesuchen, die nicht verlangt werden, ein wahres Martyrium für Kranke und ein schädlicher Fehler in der Lebensart ist.

„Es ist wahr, ein Kranker hat zuweilen Trost und Zuspruch nötig und es wäre unbarmherzig, ihm denselben zu versagen. Allein es ist unsinnig, auf die Gefahr gerade zuzugehen, ihm seinen Dienst aufzudrängen oder es übel zu nehmen, wenn er ihn ablehnt. Ein Elender ist auch in dieser Absicht, wie Seneca sagt, als ein Heiligtum zu betrachten, daß nicht

jedermann mit ihm schalten und walten kann, wie er will, sondern daß man ihn schonen und seinen Umgang wie eine Seltenheit genießen soll.

„Mein Arzt entdeckte nun nach Verlauf einiger Tage, daß sich mein Zustand von Tag zu Tag verschlimmerte und daß ich nötig hätte, um meiner Genesung willen, allen Tumult und alle lebhaften Eindrücke im Gemüte zu vermeiden und mich in heilsame Stille zu begeben. Ich faßte diesen Entschluß und führte ihn am folgenden Tage tapfer aus.

„Ich hatte 8 Personen von Stand, eine Wartefrau und einen Prediger bei mir, als mein Arzt kam. Gut, sagte ich, Herr Doktor, setzen Sie sich hierher; Herr Pastor, Sie bleiben bei mir, und Ihr, Dorothee, setzt Euch zu Füßen des Bettes. Ihr übrigen Freunde geht hin und betet für mich, so will ich Euch nach einigen Tagen sagen lassen, ob mir dies mehr hilft als Euere Gegenwart. Dieses war grob genug. Allein ich kam hierauf in die Stille und genaß. Es sollte mir lieb sein, wenn mein Beispiel andere zu eben der Dreistigkeit ermunterte, damit diese so beschwerliche als ungereimte Mode abgeschafft werde, Kranke durch eine solche Höflichkeit zu verschlimmern."

Man sollte diese goldenen Worte, welche wirklich der guten alten Zeit entstammen und überall Beachtung finden sollten, vervielfältigen lassen und namentlich auch in Krankenhäusern an die dem Arzt oft höchst unbequemen und unwillkommenen Besucher verteilen, aber auch in Privathäusern dürften sie oftmals geeignet sein, den der Ruhe Bedürftigen von seinen Plagegeistern zu befreien, denn als solche muß man sie in vielen Fällen benennen. Es heißt nicht nur: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, sondern man kann über jede Tür eines Krankenzimmers mit Lapidarschrift malen: Ruhe für den Kranken ist die erste Bürgerpflicht. Dr. E. Roth.

„Blätter f. Krankenpflege."

Unser Jüngstes im Kinderwagen.

Von Dr. Karl Schmidt. (Nachdruck verboten.)

Welch lieblicher Anblick, wenn man draußen so ein herziges Menschenknösplein im Kinderwagen liegen sieht, die Pausbäckchen rosig angehaucht von der belebenden frischen Luft. Das ist in jeder Beziehung der gesundeste Aufenthalt für die lieben Kleinen. Wie kommt es nun aber, daß doch manche so unruhig und unwillig daliegen? Eines reibt mit den Fäustchen schreiend die Augen, ein anderes wirft sich unruhig hin und her, ein drittes stößt das heiße rote Köpfchen nach hinten. Woran das liegt? Ja, darüber ist schon manche Mutter in wahre Verzweiflung geraten. Aber wunderbar! Nimmt sie das Würmchen aus dem Wagen, so beruhigt es sich sehr bald, jauchzt vor Freude und strampelt lustig mit den Beinchen. Es ist eben erlöst worden aus seiner qualvollen Lage.

Meist sind die Betten und Decken viel zu warm. Der arme Wurm liegt förmlich vergraben im Federbett, welches an den Seiten des Wagens noch fest eingestopft wird. Kein Wunder, wenn er sich in

diesem Heißluftbade unruhig hin- und herwälzt, schreit, oder mit Schweiß bedeckt, mit glühendem Gesichtchen ermattet daliegt. Schon der alte Arzt Boerhaave warnt vor den Federbetten, weil man dadurch bei den Kindern leicht Kongestionen zum Herzen und Gehirn hervorrufe, sowie Beklemmungen und innere Angst. Das Kind soll, der Jahreszeit entsprechend bekleidet, auf einer mit Leinentuch bedeckten Matratze liegen und auf sich eine Steppdecke haben, die besonders im Sommer leicht und luftig ist, damit die so notwendige Ausdünstung nicht gehindert wird.

Namentlich schädlich ist es, wenn Ueberhitzung und Blutandrang nach dem Kopfe erzeugt wird durch warme Kopfbedeckung. Man sieht doch, wie ein seine Glieder schon freibewegendes Kind nichts Warmes auf dem Kopfe duldet, und das ist nicht etwa „Unart", sondern die berechtigte Aeußerung gesunden Naturtriebs.

Ein Wagendach, das nur vorn offen ist und selbst in diesem offenen Teil in unverständiger Sorgfalt durch wollene Gardinen verschlossen wird, sammelt die Sonnenhitze unter sich in unerträglicher Weise an. Vielmehr muß das Dach in seitlichen Scharnieren mit strahlenförmig verlaufenden Stützen so frei bewegt werden können, daß vorn und hinten eine Oeffnung bleibt, welche Hitze und Ausatmungsluft entweichen läßt. Das wasserdichte Verdeck kann man innen mit himmelblauem Stoff ausfüttern, was den Augen sehr wohl tut.

Auch die weiße Farbe der Zierdecke bildet oft eine rechte Qual für die Kleinen. Wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, wirkt das dadurch entstehende grelle Licht blendend auf die Augen und kann sogar dauernden Schaden anrichten. Den Schulkindern halten wir immer vor, darauf zu achten, daß die Sonnenstrahlen nicht auf das Buch fallen, in welchem sie lesen oder schreiben, und die Augen unserer kleinsten Lieblinge sind doch naturgemäß noch viel empfindlicher, sie sind Schätze, mit denen wir nicht sorgsam genug umgehen können. Deshalb weg mit den grell blendenden Decken! Man nehme durchsichtige oder durchbrochene Deckchen mit blauer Unterlage.

Recht vorsichtig müssen die Kindermädchen beim Fahren über Hindernisse, von und aufs Trottoir sein. Meist geschieht dies mit großer Rücksichtslosigkeit, so daß eine heftige Erschütterung des ganzen kindlichen Körpers und besonders des Gehirns stattfindet. Selbst uns Erwachsenen sind derartige Erschütterungen sehr unangenehm, wie man vom Fahren auf schlechtem Pflaster oder holprigen Landwegen weiß.

Kleine Ursachen, große Wirkungen. Wenn derlei Schädlichkeiten tagtäglich stundenlang auf den überaus zarten kindlichen Organismus einwirken, dann können leicht bleibende Schädigungen entstehen, mindestens aber werden manche Organe so angegriffen, daß sie etwaigen Krankheitsattaquen nicht den geringsten Widerstand leisten können. Unseres kleinen Lieblings Ausfahrt im Kinderwagen, welche die gesundeste Freiluftkur, die erfolgreichste Liegekur bilden soll, wird dann zur Quälerei, zur schlimmsten Gesundheitsschädigung.

Häusliche Ratschläge.

Obstflecken in bunten Stoffen lassen sich leicht entfernen, indem man die frisch befleckte Stelle über einen Topf hält und von oben aus einem Gefäß einen dünnen Strahl siedendes Wasser darauf gießt. Bei waschechten und weißen Stoffen vermeide man stets Seife. Heiße Milch statt Wasser durch den Stoff gegossen, leistet noch bessere Dienste. Später kann man die Flecken mit warmem Wasser in gewöhnlicher Weise vollständig und leicht auswaschen.

Reinigen von Messern und Gabeln. Ein sehr einfaches Verfahren, dieselben rein und glänzend zu machen, besteht darin, daß man eine ungekochte Kartoffel entzwei schneidet, sie in feines Ziegelmehl oder Kalkpulver taucht und die Messer und Gabeln damit reibt.

Damit Schuhwerk beim Wichsen schnell glänzend wird, bringe man in die Wichse einen Tropfen Petroleum. Der Schuh wird nicht bloß glänzend, sondern auch schwärzer.

Frische Tintenflecke entfernt man auf folgende Weise: Die befleckte Stelle taucht man in siedendes Rinderfett, läßt dieses auf dem Stoffe erstarren und wäscht es etwa nach einer Stunde mit heißem Wasser und Seife aus. Das Fett wird dann die Tinte vollständig aufgesogen haben. Bei Alizarintinten wird Weinsteinsäure benützt.

Gegen **Schmeißfliegen** wendet man mit Erfolg Insektenpulver an, indem man es im Keller, in der Speisekammer oder wo sie vorkommen, so besonders an den Fenstern ausstreut. Einige Prisen Insektenpulver auf glühenden Kohlen in den betreffenden Räumen verdampft, wirkt ebenfalls sehr gut.

Pflege der Sellerie. Sellerie verlangt einen sehr nahrhaften Boden und ferner einen recht sonnigen Standort, selbst im Halbschatten bilden sich keine großen Knollen. Da sie am besten in regnerischen Jahren gedeiht, geht daraus hervor, daß sie stets feucht gehalten werden muß, doch genügt ein zweimaliges starkes Gießen selbst im heißesten Sommer. Beim Auspflanzen gibt man den Pflanzen einen Abstand von ungefähr 45 Zentimetern. Fleißiges, alle 14 Tage wiederholtes Behacken und allmähliches Behäufeln durch Ziehen tiefer Furchen befördert die Entwicklung. Bei dieser Gelegenheit verabfolge man einen kräftigen Düngguß von verdünnter Jauche, welche die Sellerie sehr gut verträgt.

Küche.

Butterteig zum Kuchen. Auf ein Wirkbrett werden 500 gr Mehl gehäuft, in der Mitte desselben eine Grube gemacht, worein man etwas

Wasser gießt. Mit diesem wird das Mehl verarbeitet, bis man einen leichten Teig hat, der nicht mehr klebt. Nachdem dieser ganz wenig geknetet und fingerdick ausgewalzt ist, bedeckt man ihn mit feingeschnittenen Blättchen Butter, überschlägt ihn von allen vier Seiten und walzt ihn wieder fingerdick aus, streicht abermals Butter darüber und verfährt wie das erste Mal. Nun wird er zum drittenmal ausgewalzt, jedoch keine Butter mehr gegeben. Nachdem der Teig etwas geruht hat, kann man ihn verwenden. Bedarf an Butter 250 gr; in Ermangelung kann man auch echtes Rindsschmalz verwenden.

Zitronenschalensyrup. 2½ kg Zucker, 2 Liter Wasser, 50 gr kristallisierte Zitronensäure, 10—15 Zitronen- oder Orangen-Schalen ergeben 4½ Liter Syrup. Von den saubern Zitronenschalen wird nur die äußerste gelbe Haut am Reibeisen abgerieben. Reibt man zuviel ab, so wird der Syrup bitter. Das Abgeriebene wird nun mit dem Wasser und dem Zucker 2 Minuten gekocht, durch ein Tuch geseiht und mit der in ein wenig lauwarmem Wasser aufgelösten Zitronensäure vermischt. Dann füllt man den Syrup in Flaschen, die gut verkorkt und verpicht werden.

Oder: 2½ kg Zucker, 2½ Liter Wasser, 50 gr kristallisierte Zitronensäure und 250 gr Zitronenzucker.

Bei Verwendung des Zitronensaftes für Salatbereitung bleiben die Zitronenschalen unbenützt und lassen sich zu Syrup auf folgende Weise gut benützen: Die äußerste gelbe Haut wird am Reibeisen abgerieben, mit gestoßenem Zucker vermischt und in verschlossenen Gläsern aufbewahrt, bis man das nötige zur Syrupbereitung erforderliche Quantum beieinander hat. Verfahren wie oben. (Zu 6 Zitronenschalen 150 gr Zucker.)

Literarisches.

Die Idealisten. Roman von M. Herbert. Verlag von J. Habbel, Regensburg. Ein stilles, tiefes Buch, das wir, um dies gleich vorweg zu sagen, in die Bibliothek jeder gebildeten Frau eingestellt wünschten; denn solche Bücher muß man nicht leihen und nicht entleihen, die sollte man zu eigen haben. Warum? Stille Bücher sind wie stille Menschen: wir müssen mit ihnen umgehen, ehe wir den tiefen Kern ihres Wesens voll und ganz erfassen und selber an Tiefe und Innerlichkeit durch sie gewinnen. Weil solche Bücher niemals in der Buntheit und Spannung der äußern Handlung ihr Schwergewicht suchen, greifen sie besonders stark in des Lesers eigenes Seelenleben; denn sie sind selber ein Stück Seelengeschichte.

In der Geschlossenheit der inneren Entwicklung, in der Klarheit der Charakterzeichnung zeigt sich M. Herbert in den „Idealisten" in ihrer altbewährten Meisterschaft. M. Herbert läßt ihre Helden zu Opfer und Entsagung und zu jenem Frieden sich durchringen, der wie freundlicher Abendsonnenschein auf den vollbrachten Tag sein Licht zurückstrahlt. Dazu gibt sie wunderbar zart und doch farbenfrisch und lebendig die Landschaft.

Anton Schott, der Heimatkünstler des Böhmerwaldes, bietet zwei neue Romane: **„Fahrendes Volk"** und **„Rotwebers Gabriel"** (Habbel, Regens-

burg). Beide Schöpfungen sind hübsche Blüten der volkstümlichen Heimatkunst. In der ersten, die mehr eine wirkliche Volksgeschichte als einen Roman darstellt, steht ähnlich wie in Max Geißlers „Musikantenstadt" eine Truppe fahrender Musiker, die alljährlich von den kargen Höhen der Heimat in die Städte und Dörfer des ebenen Landes ziehen und dann ihren Verdienst wieder heimbringen. Es sind wirklich originelle Typen unter dem „fahrenden Volk"; selbst ein Grafensohn, der strenger Zucht sich nicht fügen mochte, gesellt sich zu den Musikanten und wird in der harten Schule des Lebens ein besserer Mensch. Ein Kriminalfall spielt mit etwas düstern Farben in die Handlung hinein, ohne organisch mit derselben eng verknüpft zu sein.

Viel eigenes, frisches Erleben liegt in dem umfangreichen zweiten Buche, in „Notwebers Gabriel". Der Held, eines armen Häuslers Sohn, kommt auf das städtische Gymnasium, absolviert mit Erfolg einige Klassen, muß dann aber den Studien entsagen, wird ein wackerer Zimmermann, dann Baumeister und ein bedeutender Volksschriftsteller, der aus dem Boden der Heimat sein Bestes heraus holt. Die Gestalten des Romans sind aus dem Leben herausgegriffen. Trefflich ist die Natur der Heimat gezeichnet, die überall mit der Handlung harmonisch verwoben erscheint. Diese feinen Naturbilder helfen über einzelne Längen leicht hinweg. Mit dem „Wirt zum Gulden Rössel" gehört „Notwebers Gabriel" zu den besten Volksgeschichten des beliebten Schriftstellers.

Frisch geschrieben ist auch **„D'r Garibaldi"** und zwei andere Erzählungen von Johann Driggeberger (Habbel, Regensburg). Am höchsten steht die Titelerzählung. Etwas Wuchtiges, Tragisches liegt in der einfachen Geschichte des Nepomuk Raßler, den sie im Dorfe den Garibaldi nennen. Die Sprache ist mitunter derb, doch volkstümlich, kräftig und nirgends sentimental. — Eine Pfingstfahrt eines fahrenden Scholaren und eine kurze Volkserzählung schließen sich an. Der rührige Verlag hat dem Buche, wie all den bisher genannten, ein hübsches Kleid mitgegeben, was an sich schon eine Empfehlung ist.

In unsern Tagen regt sich mehr und mehr die Sehnsucht nach Freude. Bischof Keppler von Rottenburg schrieb ein Buch **„Mehr Freude"**, das Auflage um Auflage erlebte. (Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B.) **„Bücher der Freude"** nennt sich ein Unternehmen, das „die feiertägigen Gedanken aus Natur und Geistesleben herauslesen und empfinden lehrt, nicht in theoretischen Erlebnissen, sondern praktisch und in der Tat, wie wir's erleben, erringen, erjagen sollen". Solche Führer tun uns not und das Unternehmen des Verlags (Schnell, Warendorf) ist warm zu begrüßen, wenn es noch mehr solche Gaben bringt wie Wibbelt's **„Buch von den vier Quellen"**. Solange solche Quellen fließen und solche Bücher sie uns offenbaren, so „ganz voller Poesie und Sonne", dürfen wir nicht über einen Niedergang der Literatur klagen. Als die Quellen, aus denen die Freude fließt, zeigt der Verfasser: Natur, Arbeit, Erholung, Religion. Wie in einem Schatzkästlein breitet er den Reichtum in 69 einzelnen Aufsätzen aus. Viel eigenes Erleben, Lebenserfahrung, Kunstsinn und Naturempfinden und manches pädagogische Goldkorn steckt in den einzelnen Skizzen, die zum Besten gehören, was in diesem Genre je erschien.

Zu Büchern der Freude rechnen wir mit Fug auch die Schriften von Alban Stolz. In Neuauflage erscheint soeben in Volksausgabe (Herder'sche

Verlagshandlung, Freiburg i. B.) sein **„Spanisches für die gebildete Welt“**, eines der glänzendsten Werke des berühmten Schriftstellers, in dem seine Menschenkenntnis, sein feiner Humor und seine Originalität vielleicht am frischesten leuchten. Freudig begrüßt wird allenthalben die Blütenlese aus den Stolze'schen Schriften, die als **„Edelsteine aus reicher Schatzkammer“** (ebenda) eine treffende Bezeichnung gefunden. Ueberall weiß Stolz Gold zu finden, aus dürrem Sandboden sprudeln Quellen und duften Blumen.

„Eine Pilgerwalz nach Lourdes“, Wallfahrtserinnerungen von Kaspar Hutter (2. Aufl., mit 6 Bildern, ebenda) führt in das Leben der Gegenwart. Ohne einen Rappen in der Tasche ziehen zwei Freunde aus den Toren des schweizerischen Freiburg, reisen auf Schusters Rappen durch das Waadtland, Genf, das s[illegible] Frankreich. Das Büchlein ist frisch und flott geschrieben und erhebt sich [illegible] manchen Stellen über das Niveau einer Reisebeschreibung. Es wird vielen unserer Leserinnen höchst willkommen sein. M. H.

Mitteilungen aus dem Frauenbund

Dienstbotenschule Bremgarten.

(Eingesandt.)

Wir hatten Gelegenheit, der Prüfung des 5. Kurses der Dienstbotenschule in Bremgarten beiwohnen zu können. Vormittags wurde die Ausstellung der in den letzten Wochen gelieferten Arbeiten der Schülerinnen besichtigt. Daß mit großem Fleiß seitens der Zöglinge wie durch die famose Leitung der Vorsteherinnen viel zu erreichen ist, bewiesen die vielfachen Arbeiten in Wasch- und Glätterei, chemischer Reinigung, Flickarbeiten und auch einfacher, neuer Wäsche und Kleidungsstücken. Recht angemutet haben uns ebenfalls die sterilisierten Früchte und Gemüse, sowie das Backwerk, welches reißenden Absatz fand. — Um halb 12 Uhr wurde von den Schülerinnen ein sehr schmackhaftes Mittagessen serviert, das ihnen auf der schön geschmückten Tafel alle Ehre machte.

Die Präsidentin der Schule — Frl. Meyer — entwarf einen kurzen Ueberblick über den Verlauf des Kurses, wobei sie u. a. auch allen denen aufrichtig dankt, welche die Dienstbotenschule durch irgend eine Art unterstützen halfen. Frl. Lehrerin Meyenberg, Vize-Präsidentin, verdankte noch die weitgehenden Verdienste des hochw. Hrn. Pfarrer

Meyer, welcher den Zöglingen manch' gutes Wort mit auf den Lebensweg gegeben hat.

Nachmittags begann die mündliche Prüfung der Schülerinnen in der St. Josefsanstalt, welche in entgegenkommender Weise ein großes Lokal zur Verfügung stellte. Selbst das schlechte Wetter hat nicht vermocht, eine zahlreiche Zuhörerschaft von nah und fern vom Besuche abzuhalten, was sehr erfreulich war. Mit gewohnter Meisterschaft examinierte die Schwester Vorsteherin ihre Schülerinnen, welche mit viel Verständnis und Sachkenntnis antworteten und zwar in allen Gebieten der Haushaltung, Kochkunst, Wascherei, Glätterei, Gartenkulter, Kranken- und Kinderpflege 2c. Es wurden auch praktische Anwendungen im Samariterwesen vorgezeigt, und man hatte das Bewußtsein, daß der Lehrstoff tüchtig verarbeitet war.

Nachdem der hochw. Herr Stadtpfarrer Meyer in vorzüglichem Referat den Schülerinnen den Dienstbotenberuf geschildert hatte, ergriff noch die Vertretung der h. aarg. Regierung — der Direktor des Innern — Herr Conrad, das Wort und gab seiner Freude und Befriedigung Ausdruck über den großen Erfolg der heutigen Prüfung. Die Dienstbotenschule dürfe auch fernerhin der staatlichen Unterstützung sicher sein, da sie einem wirklichen Bedürfnis der heutigen Zeit entspreche und entgegenkomme.

Speziell den Vorsteherinnen und der Frl. Präsidentin sei an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen für all' ihre großen Opfer, welche sie zum Gedeihen der Anstalt gebracht haben. Möge dieser wohltätigen Institution aus allen Schichten des Volkes reges Interesse und tatkräftige Unterstützung zuteil werden. Sie wird das Letztere um so mehr bedürfen, da die jetzigen, beschränkten Räumlichkeiten binnen kurzem einer zweckmäßigen Erweiterung weichen müssen.

Der nächste Kurs beginnt am 1. August. Es sind nur noch wenige Plätze frei und man ist gebeten, weitere Anmeldungen rechtzeitig an Frl. Anna Meyer in Bremgarten zu richten.

Noch gibt es ideale Dienstverhältnisse.

In einer Zeit, wo bittere Klagen über schwierige Dienstverhältnisse die Welt erfüllen, darf das schöne Gegenstück als edles Vorbild patriarchalischen Zustandes wohl bekannt gegeben werden.

Auf vierzig treuerfüllte Dienstjahre im Hause der hochansehnlichen Familie Meyer am Rhyn im schönen Grundhof zu Luzern durfte in den letztverflossenen Maitagen deren älteste Angestellte, Frl. Elise Käch, zurückblicken. Das seltene Ereignis wurde denn auch im Hause feierlich begangen mit Geschenk und Festtafel, auch noch im Beisein anderer vieljähriger Angestellter.

Was dieses Band inniger Hochschätzung von Herrin und Dienerin noch enger knüpfte, das ist der vieljährige treue Krankendienst der guten Elise bei ihrer ans Schmerzenslager gefesselten Herrin. Mit den Töchtern des Hauses hat sich diese bewährte Pflegerin jetzt Jahre lang in die zarteste Obsorge um die hochverehrte Dame des Hauses geteilt und darum ward ihr von Seite der ganzen Familie auch eine Anerkennung, die diese selber hoch ehrt. A. v. L.

Katholisches Vereinsleben.

Erster schweizer. kathol. Kongreß für Schule und Erziehung. (Mitteilung der Zentralstelle des Schweiz. kathol. Volksvereins.) In Wil im Kanton St. Gallen findet Dienstag und Mittwoch den 23. und 24. August nächsthin der 1. schweiz. kathol. Kongreß für Schule und Erziehung statt, kurz darauf wird in Freiburg die erste soziale Woche abgehalten. Das Programm der erstern Versammlung ist ausschließlich deutschsprachig, dasjenige der zweiten ausschließlich französisch; beide sollen ein Bild innerer, vertiefter Tätigkeit im Volksverein bieten. Da die Katholikentage jeweilen zweisprachig abgehalten werden, so wollte man in der Zwischenzeit den wissenschaftlichen Sektionen des Volksvereins Gelegenheit geben, durch sprachlich getrennte Fachkurse den wichtigsten kulturellen Tagesfragen näher zu treten.

Es handelt sich somit in beiden Fällen um keinerlei Festlichkeit, sondern um schlichte, ernste Pionierarbeit, um das Suchen und Finden geistiger Richtlinien auf zwei allerwichtigsten Gebieten, demjenigen der Schule und demjenigen der sozialen Frage. Wenn dabei die französische Schweiz eine Gruppe von Kongreßteilnehmern nach Wil, die deutsche gleichermaßen eine entsprechende Vertretung nach Freiburg sendet, so wird dies zu fruchtbarem Gedankenaustausch nur um so mehr beitragen und anregen.

Um den Lehrern und Lehrerinnen, der hochw. Geistlichkeit und allen Freunden des Schulwesens den Besuch möglichst zu erleichtern, wurde der Wiler Kongreß, trotz der weitschichtigen Arbeit, die hier zu leisten ist, auf nur zwei Tage beschränkt. Wobei immerhin zu bemerken ist, daß für den dem Kongreß vorangehenden Tag, für den 22. August, der Verein katholischer Lehrer und Schulmänner der Schweiz, der schweizer. kathol. Erziehungsverein und der Verein kathol. Lehrerinnen der Schweiz ihre ordentlichen Jahresversammlungen vorgesehen haben. Das Programm derselben ist der Tagespresse bereits mitgeteilt worden.

Am Kongresse selbst nehmen alle wissenschaftlichen Sektionen des Volksvereins teil, und es ist ihnen die interessante und fruchtbare Aufgabe zugewiesen, jede von ihrem Gesichtspunkte aus, zu den aktuellsten Fragen auf dem Gebiete der Schule und Erziehung Stellung zu nehmen. Wir geben nachstehend den **Arbeitsplan der einzelnen Sektionen:**

Sektion für Erziehung und Unterricht: Drei Sitzungen: Sonderklassen für schwachbegabte Kinder und Spezialkurse für die Erteilung dieses Unterrichtes. — Gewerbliche und landwirtschaftliche Fortbildungsschulen und die Ausgestaltung des pädagogischen Rekruten-Vorunterrichtes zur Bürgerschule. — Wilhelm Ostwalds Reformvorschläge auf dem Gebiete des Mittelschulwesens und das humanistische Gymnasium. — Theologisch-philosophische Sektion: Zwei Sitzungen: Das Recht der Eltern und das Recht der Kirche auf die Schule. — Neueste Strömungen auf dem Gebiete der Experimental-Pädagogik und der Sozial-Pädagogik. — Charitas-Sektion: Zwei Sitzungen: Kinderschutz und Fürsorgetätigkeit für arme Schulkinder (Kinderkrippen, Kleinkinderschulen, Schulsuppen, Schulsparkassen, Kampf gegen den Alkoholgenuß der Kinder). — Die Fürsorge für die schulentlassene Jugend. — Sektion für inländische Mission: Studentenpastoration in Diasporastädten. — Soziale Sektion: Soziale Aufgaben der Volksschule. — Juristische Sektion: Der Religionsunterricht in der Schule und der Art. 27 der Bundesverfassung. — Historische Sektion: Geschichtlich falsche Darstellungen in schweizer. Schullehrbüchern. — Naturwissenschaftliche Sektion Der naturkundliche Unterricht im Lehrplan unserer Gymnasien. – Literarisch-belletristische Sektion: Ein deutsch-schweizerisches Lesebuch für Mittelschulen. Sektion für Kunst: Anschauungsmittel zur Pflege des Kunstverständnisses in der Schule (Lichtbilder, Tafelwerke, künstlerischer Wandschmuck). — Sektion für Presse: Schule und Jugendliteratur. — Sektion zum Schutze der Sittlichkeit: Obszöne Ansichtskarten und kinematographische Vorstellungen und ihr verderblicher Einfluß auf die Jugend.

Für jede dieser Sitzungen, die von den Präsidenten der betreffenden Sektionen geleitet werden, ist ein Referat von zirka 30 Minuten vorgesehen und zur Diskussion mindestens eine Stunde eingeräumt. Die Namen der Referenten, der Stundenplan und die Versammlnngslokale, sowie die näheren Mitteilungen über die kirchlichen Feierlichkeiten und die Abendversammlungen werden demnächst bekannt gegeben. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen haben eine Kongreßkarte à 2 Fr. zu lösen. Dieselbe berechtigt zum Gratisbezuge der Broschüre mit den Leitsätzen der Referate samt Programm, zum freien Eintritt bei allen Sitzungen und den beiden Abendversammlungen und zum Bezuge des Kongreßberichtes mit einer Ermäßigung von 33⅓% vom Ladenpreise. Mit dem Kongreß wird eine Ausstellung von Arbeiten des Technikums Freiburg verbunden.

Wir richten die dringende Einladung an alle Lehrer und Lehrerinnen der Volks- und Mittelschulen, an Professoren höherer Lehranstalten, an Schulräte und Erziehungsbehörden, an die hochwürdige Geistlichkeit und an alle Freunde der christlichen Schule zur Teilnahme an diesem Kongreß, dessen vornehmste Aufgabe es sein wird, der Hebung und Förderung des Schulwesens in der katholischen Schweiz neuen, mächtigen Impuls zu verleihen.

Die Leitung des **„Institut St. Elisabeth", Rue Vaneau 45 in Paris** vom Verein kath. deutscher Lehrerinnen 1901 gegründet, ist neuerdings den Damen H. Jüttner und F. Fileppi (Schweizerin) übertragen worden. Das Heim bietet deutschen Lehrerinnen und Erzieherinnen angenehmen, sicheren Aufenthalt, gute Verpflegung, Gelegenheit zu Sprachstudien und Unterstützung zur Erlangung von Stellen. Prospekte sind von der Direktion zu beziehen. Die Winterstudienkurse dauern vom 1. Oktober bis 22. Dezember 1910 und vom 9. Januar bis 1. April 1911. Die Studien umfassen tägliche Lektüre, Vorträge, Klassenübungen, ein- oder zweimal wöchemtlich Besichtigung von Paris. Es sind zwei Abteilungen vorgesehen: a) für Damen mit dem Zeugnis der höhern Mädchenschule; b) für solche mit dem Zeugnis des Lyzeums oder der Studienanstalt. Es finden planmäßige Konversationsübungen statt. Am Schlusse jeden Trimesters werden Prüfungen abgehalten und anschließend Zeugnisse ausgestellt. Für weniger Geübte wird Nachhilfe-Unterricht erteilt. — In den Monaten Juli, August und September werden Ferienkurse abgehalten.

Insertions-Preise: 25 Cts. per Nonpareille-Zeile; bei unveränderter Wiederholung 20 Cts.

Inserate

Bei grössern Aufträgen und mehrern Wiederholungen Extra-Rabatt. Stellengesuche 20 Cts. Reklamen 1 Fr.

Neu erschienen:

Die hl. Johanna Franziska von Chantal und der Ursprung des Ordens von der Heimsuchung. Von E. Bougaud, weil. Bischof von Laval. Deutsch bearbeitet. Zweite, durchgesehene Auflage. Mit dem Bildnis der Heiligen. Geb. *M* 9.—

Es ist das Leben einer Frau, die als Tochter, als Gattin, Mutter, als Weltdame, als Witwe, Klosterfrau und Ordensstifterin hervorragte durch eine wunderbare Willenskraft, gepaart mit rührendster Zärtlichkeit, heroischem Opfersinn und kluger Besonnenheit. Einer Zeit, in der so viel über Willensschwäche und Herzlosigkeit geklagt wird, dürfte dieses lichtvolle Vorbild der Kraft und Liebe gute Dienste leisten!

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg i. Br.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Appetit und Starkes Blut

erhält ein jeder durch eine Kur mit dem seit *35 Jahren* bewährten

EISENCOGNAC

Golliez

(Marke: „2 Palmen").

Zu haben in all. Apotheken in Fl. à 2.50 u. 5 Fr.

Hauptdepôt: Apotheke Golliez, Murten.

GALACTINA

Alpen-Milch-Mehl

Beste Kinder-Nahrung

In Apotheken, Drogerien etc

Kleines Hänschen will versuchen Galactina und auch Kuchen. 5919

Buch der Wünsche.

Eine Sammlung von Gelegenheits-Gedichten und Glückwünschen für Schule und Haus von

Hedwig Dransfeld.

Enthält Neujahrsgrüße, Namenstags- u. Geburtstagswünsche, Festaufführungen, Polterabend- und Hochzeitsgedichte, Willkommen- u. Abschiedsverse, Jubiläums-Gedichte, Stammbuchverse 2c. 2c.

Preis 75 Cts., geb. Fr. 1.25

Breer & Thiemann

Verlag, **Hamm,** Westfal.

Zu beziehen durch

Räber & Cie., Luzern.

Magen-

und Darmleidenden wird auf Wunsch ein Buch kostenlos übersandt von J. J. F. Popp in Heide, Holstein. Popp's Heilmethode hat sich seit 30 Jahren durch einzigartig sichere Heilerfolge, Einfachheit, u. absolute Unschädlichkeit ausgezeichnet.

RÄBER & Cie

BUCHDRUCKEREI, BUCH- UND KUNSTHANDLUNG

Ecke Franken-Morgartenstrasse
Filiale: Kornmarktgasse **LUZERN**

Bücher aus allen Wissensgebieten — *Fach- und Standesschriften — Unterhaltungslektüre — Reiseliteratur u. Kartenwerke — Andachtsbücher — Feine Devotionalien*

Die **Buchdruckerei** empfiehlt sich für rasche und billige Lieferung aller Sorten Drucksachen in einfacher bis reichster Ausstattung in allen Stilarten

Bureau-Möbel

neuester Konstruktion, höchst praktisch — Bestes Schweizerfabrikat

Papierhandlung en gros und détail — Alle Artikel der **Schreibwarenbranche**

Dank

seiner ausgezeichneten, stets gleich bleibenden Qualität hat sich Singers Hygienischer Zwieback auf dem Markte den ersten Platz erobert.

Singers Hygienischer Zwieback ist unentbehrlich für Magenleidende, leistet vorzügliche Dienste im Wochenbett und in der Kinderernährung.

Aerztlich vielfach empfohlen und verordnet.

An Orten, wo nicht erhältlich, schreiben Sie direkt an die

Schweiz. Bretzel- und Zwieback-Fabrik Ch. Singer, Basel.

Privat-Pension Meyer

in **Oberägeri,** *Ct. Zug.* H 1999 Lz

800 M. ü. M. Ruhiges Familienleben, gute bürgerliche Küche, schöne hohe Zimmer, einfach freundl. Bedienung. Pensionspreis für 4 Mahlzeiten und Zimmer Fr. 3.50—4.— per Tag. Um nähere Auskunft und Prospekte wende man sich an die sich höfl. empfehlenden Eigentümer **Meyer & Cie.**

Gelegenheit für Wiederverkäufer.

Resten in Woll- und Baumwollstoffen unter günstigen Conditionen **zu verkaufen.** Reflektanten belieben sich an die Exped. ds. Bl. u. Chiffre S. S. zu wenden.

In unserm Verlage ist erschienen:

Anastasius Hartmann

von **Hitzkirch** (Kt. Luzern),

Mitglied der schweiz. Kapuzinerprovinz, Bischof von Derbe, Apostol. Vikar von Patna und Bombay, Thronassistent S. H. Graf des römischen Reiches.

Ein Lebens- und Zeitbild aus dem 19. Jahrhundert. Nach Quellen bearbeitet von den PP. **Adrian Imhof** und **Adelhelm Jann,** O. M. Cap.

556 Seiten groß 8. Preis brosch. Fr. 6.90, geb. Fr. 8.—

Bilder: Porträt mit Faksimile-Unterschrift des Bischofs A. Hartmann; Das Vaterhaus von A. Hartmann; Das Schulhaus in Altwis; Dorf Altwis; Inneres der Pfarrkirche von Hitzkirch; Erzbischof Fidelis Suter Ord. Cap. von Sins; Dorf Hitzkirch; Kardinal Justus Recanati Ord. Cap.; Die Kathedrale in Agra Kardinal Ludwig Micara Ord. Cap., erster apost. Vikar der tibet-indostanischen Mission. Karte des apost. Vikariates Patna; Bischof Borghi, apost. Vikar von Indien; Missionshaus der englischen Fräulein in Patna-Bankipore; Kathedrale in Allahabad; Darjeeling am Fuße des Himalaja; P. Maximus Kamba; Msgr. W. Steins S. J. Kollegium in Bombay; Kardinal Ignatius Persico Ord. Cap.; Kirche und Institut in Bettiah und ein Teil des christlichen Dorfes; Msgr. Athan. Zuber Ord. Cap.; Frau Mutter Rosalia in Nymphenburg; P. Anton Maria von Freiburg; Institut in Corjee-Patna; Institutsgebäude in Papamow; Bischof Paul Tost Ord. Cap.; St. Josephskirche in Bankipore; Grabstätte des Bischofs; Dessen Wappen.

Räber & Cie., Buch- u. Kunsthandlung, Luzern

Schönheitspflege

ist nicht als Eitelkeit aufzufassen, sondern als ernste Pflicht, als ein Gebot der Achtung vor dem Werke Gottes, der den Menschen schön erschaffen und die Liebe zur Schönheit in ihm gepflanzt hat.

Wenn Ihnen daran liegt, Sommersprossen, Runzeln und Falten, Teintfehler u. s. w. zu beseitigen, Schönheit und Jugendfrische bis ins hohe Alter zu erhalten und sich damit eine Quelle ständigen Glückes zu verschaffen, so wenden Sie

meine natürliche Schönheitspflege an, die auch sicher hält, was sie verspricht.

Haben Sie Vertrauen zu nachstehenden Präparaten zur Selbstbehandlung, der Erfolg ist in jedem Falle sicher, wofür ich Ihnen garantiere.

Ihr Teint!

In 10—14 Tagen erlangen Sie bei Anwendung des Mittels „Venus" einen blendendreinen, jugendfrischen Teint. — Durch stete Erneuerung der Oberhaut (*Epidermis*) entsteht unmerklich eine neue Haut. Die alte Haut ist dann verschwunden und mit ihr alle Teintfehler wie Sommersprossen, Mitesser, Säuren, Flecken, Runzeln, Krähenfüsse etc. Wiederkommen unmöglich. **Preis Fr. 4.75.**

Diesem Mittel wird gratis die Broschüre: „Die moderne Schönheitspflege" beigefügt.

Ihr Haar!

Wenn Ihnen an der Erlangung schöner Haare, an der Erhaltung derselben gelegen ist, dann wenden Sie meine natürliche Haarpflegemethode „Lorelei" an, die Ihnen schnell und mühelos zu prächtigem üppigem Haar von seidiger Weichheit und duftiger Fülle verhilft, ohne zu schaden. Unentbehrlich gegen Schuppen, Haarausfall, Kopfjucken etc. **Preis Fr. 3.75.**

Ihre Formen!

Zur natürlichen Vergrösserung und Festigung der Büste ist „Juno" ein sicheres zuverlässiges, schnell wirkendes Mittel. Aeusserliche Anwendung. Einmalige Anschaffung genügt. **Preis Fr. 6.—**

Korpulenz, starker Leib, breite Hüften nehmen normale graziöse Formen wieder an bei Anwendung von „Norma". **Preis Fr. 6.—**

Ihre Augen!

Durch zielbewusste, vernünftige Behandlung lassen sich die Augen zu vollkommenster Schönheit entwickeln. Mit „Bella", einem vegetabilischen, absolut unschädlichen Präparat wird schon vom ersten Tage ab die Ausdrucksfähigkeit der Augen und deren Glanz erhöht. Der Blick wird frei und offen, das Auge lebhaft. Gedunsenheit und Röte der Lider schwinden, die Wimpern und Brauen lang seidig und schön geschwungen. **Glasdose Fr. 9.— halbe Glasdose Fr. 5.—**

Versand diskret

(versiegelt, ohne Angabe der Firma und des Inhaltes) gegen Nachnahme oder Voreinsendung (auch Briefmarken).

Adresse: **Frau H. D. Schenke, Zürich,** Löwenplatz 43.

Verlag von Räber & Cie.,

Buchdruckerei- Buch- und Kunsthandlung, Luzern.

Im Sonnenschein Ausgewählte Skizzen von **M. Schnyder,** Feuilleton-Redakteur.

405 Seiten. In Original-Einband Fr. 5. —.

„Hundert wildi Schoß"

vom Ziböry

broschiert Fr. 2.—, gebunden Fr. 3.—

Der Verlag Räber & Cie., Luzern.